

# Deutsche Post

Herausgegeben von  
den Lodzer Deutschen.

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu beziehen durch die Zusteller und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 90 Pfg. Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Kleinzeile 30 Pfg.

Schriftleiter: Adolf Eichler, Lodb., Evangelische Straße 5

Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.

Zeitungsabgabestelle: Petrikauerstraße Nr. 85.

Anzeigenannahme: Evangelische Straße Nr. 5.

Nr. 25.

Sonntag, den 12. Dezember 1915.

1. Jahrgang.

## Die Vergessenen.

Nach der dritten Teilung gelangte Westpolen unter preußische Oberhoheit. Die Behörden der neuen Provinz Südpolen haben sich redlich bemüht, das bürgerliche Leben in neuen Kreislauf zu bringen. Tätige und stille Beobachter aus jener Zeit bezeugen, daß man überall dort den Hauch einer neuen Zeit verspürte, wo das nachmalige so verhaßte „preußische System“ ein Betätigungsfeld fand. Die preußischen Beamten suchten Ordnung in die Verhältnisse zu bringen, die manchem unentwirrbar und trostlos erschienen. Der Weltumsegler Forster gibt in seinen Tagebüchern drastische Schilderungen des Polens jener Zeit, das er in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auf einer Reise kennen lernte. Die polnischen Dörfer fand er „vollgepfropft vom Jahrmärktstrubel, von Wagen, Pferden und Bauern, Ochsen, Schweinen und Juden.“

Um dem verwahrlosten Lande zu helfen, berief man deutsche Kolonisten, denen Gerechtfame verließen und die Zukunft in rosigen Farben gemalt wurde. Und sie kamen aus allen Teilen des weiten deutschen Vaterlandes. Hier rodeten sie Wälder aus, dort verwandelten sie wüste Flächen in fruchtbare Gegenden. Dort, wo sich Deutsche niedergelassen hatten, gewann das vorher reizlose Landschaftsbild durch Baum- und Gartenanlagen. Das Beispiel der Deutschen blieb nicht ohne Nachahmung, so daß sie mit Zug und Recht als „Kulturträger“ gelten konnten.

Welche Zukunft wäre dem Lande beschieden gewesen, wenn es dauernd unter preußischer Herrschaft gekommen wäre — wenn Preußen durch die Zertrümmerung seines Bestandes 1806 nicht gezwungenerweise auf Südpolen hätte Verzicht leisten müssen?

Die neugegründeten deutschen Bauernkolonien überdauerten den Wechsel der Herrschaft. Sie entwickelten sich auch unter der Regierung des Herzogtums Warschau und der späteren des Königreichs Polen, dem Diplomatengebiete des Wiener Kongresses. Wie sehr die von den Deutschen geleistete Arbeit zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes Beachtung und Anerkennung fand, zeigen die späteren Bemühungen der polnischen Magnaten, deutsche Handwerker und Landwirte auf ihren Ländereien anzusiedeln.

Die deutschen Ansiedlungen blieben sich überlassen. Da muß der bei ihnen entwickelte Kulturwille, der sich u. a. in der allmählichen Einrichtung von neunhundert Kantorschulen äußerte, umso höher angeschlagen werden. In Gründung einer Lehrerbildungsanstalt konnte man in jenen Tagen nicht denken. Einzelne Pastoren scharten um sich eine Anzahl junger — manchmal auch älterer — Männer vom Lande, die sich „aus Liebe für die gute Sache“ bereit erklärten, den schlecht bezahlten Schuldienst zu versehen, und brachten ihnen das für ihren Beruf nötige bescheidene Wissen bei.

Das alte Vaterland hatte der Ausgewanderten vergessen. Die Regierung, die sie ins Land rief, hatte nach dem Zusammenbruch des preußischen Staats naturgemäß an wichtigere Dinge als die deutschen Kolonisten in Polen zu denken. Und als in späterer Zeit unter Preußens Führung das einige und starke Deutschland entstand, war das Interesse für manche vielleicht ferner liegende Dinge ein viel größeres als für die deutschen Ansiedlungen in der Welt, auch für die in den nahen polnischen Provinzen.

Nach der einen Seite war es vielleicht gut, daß das alte Mutterland für die zerstreut wohnenden Töchter kaum die Spur eines Interesses zeigte. Denn inzwischen hatte man die ruhigen und niemand zuleide lebenden deutschen Kolonisten, die keinerlei politische „Orientierung“ besaßen, mit dem Gifte der Verleumdung bespritzt und von ihnen behauptet, sie seien die Träger des alldeutschen Gedankens. Mit welchem Erfolg — besonders im jetzigen Kriege, als alle Dämme, die gegen die wütenden Heer aufgerichtet waren, niedergerissen wurden — ist in diesem Blatte wiederholt besprochen worden.

Und nun? Sollen wir es so bleiben lassen? Oberer scheint es an der Zeit, sich unserer armen, verleumdeten und zu Märtyrern des Deutschtums gewordenen Ansiedlern anzunehmen und an ihre Zukunft zu denken? A. E.

## Der überfüllte Saal.

Der Beginn des letzten Deutschen Abends, der den Charakter einer Gedenkfeyer an die vorjährigen Ereignisse und den Einzug der deutschen Truppen in Lodbz trug, war für acht Uhr angelegt. Um halb acht Uhr war der große Saal des Männergesangsvereins überfüllt.

Immer mehr Menschen kamen, blieben ratlos stehen, drängten sich unter den Saaltüren oder lehnten bedauernd um. So gern wir ein Plätzchen im Saal gefunden hätten, wir waren zufrieden und freuten uns des über alle Maßen reichen Besuches. Aus dem Saal kam Stimmengeschwirr. Dann Gesang, die kraftvolle Melodie eines deutschen Liedes. Kellner trugen ununterbrochen Stühle herbei. Wir sahen im Treppenvorraum dicht am Ausgang und versanken in Nachdenken.

Wer hätte das im März oder April, als noch immer böse Gerüchte die Stadt durchliefen und gut deutsche Leute verständliche Zurückhaltung übten, als das Gespenst der Sorge um den Ausgang des gewaltigen Stellungskampfes kaum sechzig Kilometer von der Stadt entfernt umherging, für möglich gehalten, daß nun gegen Jahresende die Stimmung eine so ganz andere sei, daß helle Befehlsfreude die deutschen Bewohner unserer Stadt erfassen würde, daß sie sogar über die Bedenken der zukünftigen politischen Zugehörigkeit mit ruhigem Vertrauen hinweggehen würden! — Wie schwer waren damals die ersten Versuche, das zertrümmerte deutsche Gesellschaftsleben wieder aufzurichten und wie prächtig ist es nun gelungen!

Die Waffen der deutschen Kämpfer führen eine herbede Sprache. Und welch eine großartige Vertrauens- und Gebung für das deutsche Heer und für die stille und schwere Arbeit der deutschen Verwaltungsbehörden, die unser öffentliches Leben auf neue rechtliche Grundlagen stellten: die Tatsache des überfüllten Saales!

Mit Genugtuung durfte jeder, der nach Kräften mitgearbeitet hat, die deutschen Bewohner aufzumuntern, ihren Mut und ihre Hoffnung auf eine lichte Zukunft zu stärken, den Saal überbliden! ...

Es wurde still. Im Saal sprach jemand. Nur einzelne Worte waren vernehmbar. Es war unmöglich, an der Treppe den Sinn der Rede zu fassen. Aber der Beifallskurm, der losbrach und das allgemeine Einstimmen in den Vers eines deutschen Liedes schienen zu beweisen, daß der Redner die rechten Worte gefunden hatte.

Selbst außen, an der Treppe, gewann man den Eindruck, daß dieser Tag, der erste, an dem die deutsche Einwohnerschaft unserer Stadt in so großer Masse sich versammelte, ein besonderer Tag war, ein Tag, der Zeugnis dafür ablegte, daß unsere deutschen Mitbürger sich in der „neuen Zeit“ zurechtgefunden haben, und daß ein neues, alle Stände und Kreise umfassendes deutsches Gesellschaftsleben zu entstehen beginnt ... —rl.

## Womit es in unseren deutschen Kolonien besser werden muß.

Folgendes beachtenswerten Artikel entnehmen wir dem in Kürze erscheinenden „Hausfreund“ (Dollskalender 1916):

Als vor mehr als hundert Jahren die Mutterkolonien des deutschen Ansiedlerstums in Polen gegründet wurden, da bildeten sie Gemeinwesen, die mit ihrer Landbearbeitung, den Baumanlagen und Wegen um die Wohnstätten, der Sauberkeit und Behaglichkeit ihrer Häuser und Höfe wie ein Licht in die Dunkelheit ihrer verwahrlosten polnischen Umgebung hinausleuchteten. Und so ist es noch eine lange Zeit geblieben, der Deutsche in unserem Lande galt immer als der Fortgeschrittenere und Höherstehende. Erst in den letzten Jahrzehnten ist eine Wendung eingetreten. Die Deutschen sind vielfach dort stehen geblieben, wo ihre Väter und Großväter schon waren, die Polen hingegen sind kulturell und wirtschaftlich besser vorwärts gekommen.

Freunde unseres Kolonistentums haben schon vor Jahren darüber Besorgnis geäußert, was zu machen sei, damit der deutsche Bauer nicht zu sehr ins Hintertreffen gerate. Mancherlei Mittel sind genannt worden, um der Kulturscheu des ehemaligen Kulturträgers zu begegnen. Als wichtigste erschienen: die verbesserte Dorfschule, landwirtschaftliche Aufklärung und Einführung des Genossenschaftswesens.

Sprach man über die deutsche Dorfschule, so stellten sich gleich eine Menge Klagen ein. In den entlegenen deutschen Dörfern wurde es oftmals noch so wie zur Großväterzeit geübt. Die Kinder besuchten nur in den Wintermonaten, und dann noch unregelmäßig, die Schule. Wenn das Kind in der kurzen Zeitspanne in zwei Sprachen Lesen und Schreiben, Religion und Rechnen lernen sollte, so mußte der Lehrer schon ein sehr befähigter Schulmann sein, um das Mindestmaß des Schulunterrichts bei seinen Schülern zu erzielen. Die grenzenlose Gleichgültigkeit unserer Kolonisten für ihre Schule greift nur zu oft auch auf die Lehrer über; dazu kommen die Nahrungsorgen des geduldslos gestellten Lehrers, die eine freundliche Berufsarbeit nicht ermöglichen. Wir kennen manche deutsche Dorfschule, die tief unter der Schule des polnischen Nachbarn dorfes steht.

Für die Aufklärung unseres deutschen Bauern über neue Erfahrungen im Landbau ist so gut wie nichts geschehen, während für die polnischen Dörfer Geistliche, Gutsbesitzer und sonstige Freunde des Volkes sorgten, Wanderredner kommen ließen, gemeinsame Reisen zu den Ausstellungen unternahmen usw.

Genau so liegen die Verhältnisse im Genossenschaftswesen, das den deutschen Landbauer jenseits der Grenzpfähle wirtschaftlich ungemein stärkte. Der polnische Bauer hat den Segen des Zusammenschlusses schon vielfach erfahren; der deutsche Kolonist steht ihm noch mißtrauisch gegenüber. Er ist heute nicht mehr der geistig regsamere und beweglichere. Nicht einmal das Konsum-

vereinswesen, das in den deutschen Kolonien Südrusslands schon weitverzweigt war, kann in unseren Kolonien Wurzel fassen, auch dann nicht, wenn der Kolonist sich nur an das fertige Gefüge anzuschließen brauchte. Und wenn auch bei manchen polnischen Gründungen der feste Unterbau fehlte: von bewußtem Willen nach wirtschaftlicher Wohlfahrt zeugten sie alle. Nichts kann dem Deutschen gefährlicher werden, als das müßige Danebenstehen und die unfruchtbare Selbstgenügsamkeit.

Wie oft ist man genötigt, bei Vergleichen zwischen deutschen und polnischen Bestrebungen gleicher Art sich der deutschen Stammesgenossen zu schämen. Werden deutsche Wehrkolonisten von jüdischen Fabrikanten ausgebeutet, so schimpfen sie wohl und legen im Sommer, wenn das „Mailikferl“ weht, die Arbeit nieder, um sich für einige Wochen dem Nichtstun und Dauerfluß zu ergeben, bis der Fabrikant ihnen einen kleinen Vorteil gewährt, durch den sie den bei ihrem „Shtreed“ gehalten Lohnausfall erst nach einigen Jahren einholen können. Stellen polnische Lohnweber eine gleiche Uebervorteilung fest, so nimmt sich der Geistliche ihrer an, sucht Mittel und Wege, um eine Genossenschaftsweberei zu gründen, die für ihre Erzeugnisse gutzahlende Abnehmer hat.

Und haben die Polen uns nicht auch in der sozialen Tätigkeit überflügelt? Nicht nur die Mariawiten, auch die römisch-katholischen Polen haben manche mustergültige Gründung geschaffen. — Ist ein Dorfweg schlecht und seit Jahren reparaturbedürftig, so fällt es keinem der deutschen Anwohner ein, während der beschäftigungslosen Zeit an die Ausbesserung heranzugehen, bis ein strenger Befehl der nächsten deutschen Stappentkommandantur sie — und jetzt unter erschwerten Verhältnissen — auf die Beine bringt. Das Einnehmen holperiger und löcheriger Wege in einer polnischen Ansiedlung erreicht der Geistliche, der droht, nicht mehr zu den Kranken des Dorfes zu kommen, bevor nicht der Weg in Ordnung gebracht ist.

Am gerecht zu sein, muß ich erwähnen, daß ich die letzterwähnten Bilder nicht verallgemeinern will; ich bin gern bereit, sie als Ausnahmen, die sich wohl wiederholen aber nicht die Regel bilden, gelten zu lassen. Ich bin auch weit entfernt davon anzunehmen, daß es nun mit dem Pioniertum unserer deutschen Ansiedler aus sei. Nein, nur Mißbildungen sollten geheilt werden, die aus der Gegenwart des Kolonistentums ausgemerzt werden müssen, wenn wir die Sicherheit haben wollen, uns einer besseren Zukunft erfreuen zu dürfen.

Wir sind dabei, die Erneuerung unseres Deutschtums durchzuführen; vergessen wir Stadtdeutschen nicht unseres deutschen Bauertums mit seinen kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen.

## Von unseren Garnisonsparrern.

Hc. Paul Althaus: „Kommt, laßt uns anbeten!“ Acht Kriegspredigten in russisch-Polen. (Preis M. 1.20. Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstankalt, Berlin).

„Unsere Kinder“. Predigt gehalten am 12. September 1915 in der Johannisstraße zu Lodbz. (Preis 20 Pfennig. Verlag von E. Mantius, Lodbz.)

„Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“ Predigt zum Gedächtnis der für das Vaterland Gefallenen, gehalten am 21. November 1915 zu Lodbz. (Preis 20 Pfennig. Verlag von E. Mantius, Lodbz.)

Als Beweis für das immer klarer hervortretende Zusammengehörigkeitsgefühl der Lodzer Deutschen zu ihren reichsdeutschen Gassen kann u. a. der weitreichende Einfluß der Militärgeistlichen genannt werden. Der Garnisonsparrer Lic. Althaus, den wir erst seit einigen Monaten zu den Unseren zählen, hat sich nicht nur durch seine Predigtstätigkeit, sondern auch durch seinen Einfluß auf unsere deutsche Jugend um das Lodzer Deutschtum verdient gemacht.

Im Sommer dieses Jahres erschien eine Sammlung von acht Predigten, die Lic. Althaus in Polen gehalten hat, unter dem Titel „Kommt, laßt uns anbeten!“ In dem Heftchen finden wir herzerquickende Zeugnisse von Gottinnigkeit und Gedankentiefe. Gleich die erste, zu Weihnachten 1914 in Wloclawek über die Herrlichkeit der Weihnacht gehaltene Predigt mit ihrer Erörterung der Fragen, die das Denken und Fühlen seiner aus Landsturmmännern bestehenden Zuhörer in Anspruch nahm, nimmt unser Interesse gefangen. Der Redner tritt gegen die Ansicht auf, die in der Weihnacht „nur das Fest der Kindheit, ... keine Gegenwart, sondern Vergangenheit, nicht Leben sondern Erinnerung“, sehen will und beweist, wie „zur Weihnacht auch in unseren Herzen die längst verstummten Glocken wieder erklingen sollen; ja, die heilige verunkeltene Stadt, die Stadt deines Kinderglaubens, soll heute wieder aus der Tiefe erstehen zum Leben, zur Gegenwart.“ Bei der Behandlung der Weihnachtsbotschaft für die Kriegszeit führt er aus: „Eines sei allem voran in Offenheit gesagt: handelt es sich nur um eine fröhliche, zarte Erinnerung der Menschheit, um ein liebliches Bild der Vergangenheit, dann ist für das Weihnachtsevangelium in dieser schweren Zeit kein Raum. Deutsche Soldaten haben nicht Zeit, vor lieblichen Bildern zu sinnieren. Heute reden Tatsachen, eiserne Tatsachen dort draußen, wo das Ringen und Sterben fortgeht, gegenwärtige Tatsachen, nichts anderes. Darum allein dürfen wir mitten im Kratze Weihnacht halten, weil wir diesen Tatsachen eine



eherne Tatsache an die Seite zu setzen haben, eine Tatsache für das Heute.“ — Die größte Stunde des deutschen Volkes, die ersten Augusttage des vorigen Jahres, finden in Pfarrer Altbaus immer wieder einen bereiten Schilderer. Aber nicht minder die deutsche Gerechtigkeit, die auch im Gegner den tapferen Krieger ehrt: „Kriegsdienst ist für jeden, der ihn mit reinem Herzen tut, Gottesdienst.“ Gegen diese deutsche Frömmigkeit hatte man als Gegenbeispiel die uns in letzter Zeit in überreichlicher Weise bekannt gewordenen Neuherungen englischer religiöser Zeitschriften, die den alttestamentlichen Ausrottungskrieg gegen Deutschland predigen! — Die letzte, über die Sprache des Kreuzes: „Teuer erkauft!“ zu Brzeziny gehaltene Predigt geht auf den Durchbruch von Brzeziny ein und behandelt die nach den großen Menschenopfern gesteigerte Verantwortung: „Wenn einmal im Drange fürchterlichen Granateneuers die bange Frage durch die Reihen geht: Können wir diese Stellung auch halten? — dann fällt der Blick auf die Kreuze hinter der Schützengrabenlinie, dann fangen die Kreuze an zu rufen, zu dringen, zu mahnen: Standhalten, aushalten, durchhalten, nicht rückwärts weichen, nur vorwärts; jeder Schritt war teuer, mit teurem deutschen Blute erkauft, und ihr wolltet ihn preisgeben?“

Auch in der Einzelpredigt „Unsere Kinder“ fesselt der Verfasser durch schöne Bilder und Erinnerungen. So, wenn er erzählt: „Nichts Schöneres kann einem von uns deutschen Kameraden in diesen Tagen zuteil werden als eine Reise durch deutsches Land. Da winken den Feldgrauen im Zuge aus den Dörfern, von den Feldern die vielen, vielen Hände und die blauen Augen deutscher Kinder den Gruß — und wir sehen es still und wissen nun, für wen wir hier draußen sind. Ihr frohen, lachenden deutschen Kinder alle, die geborenen und die kommenden, daß euch nicht wieder der Feind schände überfalle wie uns, daß eure Zeiten leichter seien als die unseren, dafür kämpfen wir.“ — Wer stimmte nicht mit ein in die Mahnung: „Liebe Deutsche von Lodz, reißt auch ihr eure Kinder heraus aus dem Elend der Vaterlandslosigkeit, aus der inneren Unsicherheit, da sie nicht wissen, ob sie polnische oder deutsche Kinder sind. Sprecht deutsch mit ihnen und laßt das Deutsche ihnen zu Herzen sprechen. Gebt ihrer Seele ein Vaterland, das sie lieben können. Wie immer die politische Zukunft hier in Polen sein mag, die Deutschen müssen hinfort deutsche Art zehnfach heilig halten.“ — Der heilige Ernst, mit dem am Schluß der Predigt auf die Reinheit der Kinder gewiesen und der unaufrichtige Buhler, der hier angeschlagen wird, werden gewiß einen Nachhall in den Herzen der Hörer gefunden haben!

Das zuletzt erschienene Heftchen „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“ enthält die Predigt des Totensonntages und ist zum Teil dem Gedächtnis der am 22. November 1914 bei Rzgów Gefallenen gewidmet. „Lodz ist rings umtränkt, umflossen mit deutschem Blute.“ Die Rede klingt aus in die Worte jenes deutschen Brigadenkommandeurs, der an die zum Sturmangriff angeordneten Mannschaften eine kurze Ansprache richtete: „Und nun, Kameraden, vorwärts! Wir schauen nicht dem Tode, sondern unserem lieben Herrgott ins Angesicht.“

**Friedrich Paarmann, „Eisener Kreuz“.** Zwanzig Kanzelreden aus den beiden ersten Kriegsjahren. Verlag Egon Fiebigel u. Co., Berlin. (Preis 3 Mark.)

Der Verfasser dieses Buches wirkt in Friedenszeiten als Pfarrer in Wildau bei Berlin. Er hat uns vor einigen Jahren einen Roman: „Deutschloster“ geschenkt, der in fesselnder Weise Menschen und Zustände in der deutschen Ostmark schildert. Gegenwärtig ist er als Garnisonpfarrer in den Sieradzger und Lasker Kreisen tätig. Den Deutschstumsfragen in unserem Lande brachte er viel Interesse entgegen. Der „Pabianicer Deutsche Hilfsverein“ hat seine rasche Entwicklung im wesentlichen ihm zu verdanken.

Pfarrer Paarmann hat die ersten Mahnworte, die er nach Ausbruch des Krieges am Sonntag und in den Kriegsbetstunden an seine Arbeitergemeinde in dem Berliner Fabriksort richtete, „Kanzelreden“ genannt. Er hat sich einen Standpunkt über den Dingen gewahrt. Was er seinen Hörern und Lesern vortrug, vertrat Selbständiges und modernen Stil. So finden wir auf der ersten Seite folgende Worte, die die Stimmung der Zeit gut treffen: „Hier Friedensjahre — wir hatten sie ausgenützt: waren vorwärts gekommen an Wohlstand und hatten uns hochgeschraubt in unseren Ansprüchen an jenes Behagen, das durch Geld sich schaffen läßt. Ganz eingesponnen waren wir darin. Unmöglich schien es, daß dieser Zustand sich je ändere.“ In derselben, am Mobilmachungstage gehaltenen Predigt sprach er sich über das plötzlich erwachte Gottsuchen der großen Massen aus: „Du bist ein Gotteskinder, heut wenigstens willst du dessen gewiß sein. Darum kamst du heut hierher. Dein Zittern verlangt nach einem Halt. Den suchst du hier. Hättet ihn vielleicht schon früher suchen sollen. Doch wozu dich schelten: dir ist bange nicht nach harten Worten, sondern nach Trost. Suchende Seele, laß es dir beständigen: du bist ein Kind

Gottes und darfst Vater, lieber Vater' zu ihm sagen.“ Und dann findet er knappe, plastische Prägnanzen, wie: „Das aber ist der Trost dieses Bewußtseins der Gotteskindschaft: wir wissen, daß wir in Gottes Händen sind. Frieden und Krieg, Beieinandersein und Getrenntwerden, Vollaufen und Notleiden, Siegen und Unterliegen, Leben und Sterben, — es kommt alles von ihm. Er hat dich selig sein lassen, als du in deines Mannes Arm lagst, und als du zuerst über deinen Knaben dich beugtest; er ist es nun, der deine Tränen rinnen macht. Es ist alles von ihm. Er läßt im Hirn der Menschen Erfindergedanken keimen, die Tausenden Brot geben, — läßt in den Fabriken die Räder sich drehen und die Maschinen ihre Arbeit tun. Er läßt auch die Kanonen lärmern und im Kopf der Generale jene Feldherrnklugheit sich gestalten, die Bataillone und Regimenter in den Tod schickt, um dem Volke neue Lebensfähigkeit zu erkämpfen.“ — Von mannhaftem deutschen Christentum hören wir am Sabbatage: „Aus dem alten deutschen Gottesglauben heraus sagen wir das. Wir hatten seiner eine Weile vergessen. Es war nicht gut. Nun aber haben wir uns besonnen, woher die Brunnen unserer Kraft quellen. Die alte Frömmigkeit lebt wieder. Kein Winkeln und Augenverdrehen. Kein quälendes Jammern. Wir treten zu dem dort oben, wie der erwachsene Sohn zu seinem Vater tritt: mit mannhaft offenem Vertrauen.“ — Noch viele Stellen des Buches, die davon zeugen, wie ernst es dem Verfasser ist, seine Zuhörer dahin zu bringen, daß sie sich der großen Zeit würdig erweisen, möchte ich anführen, wenn es der beschränkte Raum zuließe. Nur die Einleitung der Erntedankfest-Predigt sei noch erwähnt: „Blutige Ernte geht übers Erdenrund. Krieg heißt der Vorherrscher. Wunde und Tod mähen in der Reih. Männer in Waffen sind die Salm. Fällt einer draußen, wo die Sense firt, zittert Klagelaut durch Herzen in der Heimat. Gottes Tore aber stehen weit geöffnet; starke Garben werden in die himmlischen Scheuern geführt.“

Unsere evangelischen Kirchen sind gefüllt, so oft die Militärpfarrer predigen. Die Kirchgänger suchen in der Zeit, wo nicht nur ein entschlossenes Bekenntnis zu Gott und Religion, sondern auch eine Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen inneren Bedürfnis wird, die Kanzelredner auf, die ihrem Takt und Suchen entgegenkommen und einen klargeschalteten Weg zeigen können. Bei manchem hat sich der Wunsch geregt, in gedruckter Form dauernd das zu haben, was durch Verkündigung auf der Kanzel ihm nahegebracht worden ist. Die besprochenen Predigtchriften entsprechen diesem Verlangen.

Die deutschen Buchhandlungen in Lodz und Pabianice haben die Schriften auf Lager oder sind imstande, sie in kurzer Zeit zu beziehen. A. E.

### Kriegserlebnisse.

Der österreichisch-ungarische Krieg in Feldpostbriefen, herausgegeben von Max Winter, Erster Band: „Zwischen Weichsel und Dnjeper“ ist der Titel eines in dem rührigen Verlag Georg Müller in München erschienenen Buches, zu dem der Kriegsberichterstatter Hugo Schulz eine Einleitung, einen kurzgeprägten und sehr lesenswerten Ueberblick über die Operationen und Kämpfe der österreichisch-ungarischen Armeen auf dem Kriegsschauplatz in Polen und Galizien vom Beginn des Krieges bis Mitte Dezember 1914 geschrieben hat.

Annähernd hundert mit Fleiß und Geschick zusammengetragene Briefe geben ein anschauliches Bild der Mühen, Nöte und Gefahren, die das wechselvolle wilde Leben den Feldsoldaten entgegenbringt, ein Bild des Unglücks der friedlichen Bewohner der Länder, über die der Krieg hinbraust. Neben ungelungenen Zeiten stehen sehr gezeichnete Stimmungsbilder aus der Feder empfindsamer, feingewandter Menschen. Es ist eine Sammlung von Einzelschicksalen, die, aneinandergefügt, ein großangelegtes Gemälde geben, das sehr persönlich anmutet. Die Soldaten und die Daheimgebliebenen, die beide den endgültigen Sieg der deutschen Waffen und das Ende des furchtbaren Krieges herbeisehnen, werden gern in diesem Buche lesen und es als Erinnerungszeichen aufbewahren. Wir empfehlen es unseren Lesern. Das Buch kostet geklebet drei Mark.

Nachstehend bringen wir ein paar dieser Feldpostbriefe auszugsweise zum Abdruck.

#### Geiseln.

... Zu unserem Schutze war es notwendig geworden, uns so gleich nach dem Einmarsch in eine Ortschaft einiger Leute zu verschern, die für die Dauer unseres Aufenthalts als Geiseln in Verwahrung bleiben sollten.

... Ich habe lieber als einzelner mit zehn feindlichen Russen zu tun als mit einem einzelnen polnischen Juden, der mir als Geisel dienen soll. So was von Geschrei und Gejammer hatte ich bisher

in meinem Leben noch nicht vernommen, selbst bei Sturmangriffen auf dem Gefechtsfeld nicht. Als ich den alten Mann, der übrigens erstaunlich sauber und würdig aussah, geradezu ein Idealmodell für einen alttestamentarischen Patriarchen, vorführen ließ und ihm sagte, womit und wozu er uns dienen müsse, erhob er ein klägliches Geschrei, rang die Hände, raufte den Bart und sein weißes Haar und warf sich schließlich zu Boden, wo er sich, immerfort ganz entsehtlich schreiend, wie ein Wurm wand und wälzte. Er war nicht allein gekommen, sondern geleitet von seiner Familie und vielen anderen Juden, einer förmlichen Rotte Korah, die sogleich in sein Wehgeschrei einstimmte, so daß es wirklich ein ohrenzerreißendes Geheul gab. Es bedurfte der Drohung mit handgreiflichen Zwangsmitteln von drakonischer Strenge, um die aufgeregte Gesellschaft, die sich wie toll gebärdete, endlich halbwegs zum Schweigen zu bringen und mich ihr verständlich zu machen. Eindringlich und in aller Güte, die ich aufzubringen vermochte, ohne mir dadurch als Befehlender etwas zu vergeben, stellte ich zunächst dem verzweifelten alten Mann vor, daß wir ja keine Russen seien, und daß ihm daher nicht das geringste geschehen, kein Haar gekrümmt würde, wenn er und die Einwohnerschaft sich den militärischen Anordnungen gemäß verhalten und den unbedingt nötigen Requisitionen, die zudem gegen bare Bezahlung erfolgen würden, keinen sinn- und nutzlosen Widerstand entgegensetzten wollten.

„Wie kann ich garantieren, Herr Offizier? Wer bin ich? Niemand bin ich. Ein armer alter Jude bin ich. Was kümmern sich die Bauern um mich? Nicht kümmern sie sich. Ich sag' nichts über die Bauern. Sie sind brave Menschen — wenn sie nicht getrunken haben; aber vielleicht trinkt einer zu viel, vielleicht redet er dann zu viel, einen Unfuss; vielleicht tut einer gar aus Dummheit was, was verboten ist, vielleicht glaubt einer, mir was zum Schabernack antun zu sollen, damit ich und meine Leute' ja eine recht große Angst aussehn; vielleicht ist einer auch boshaft, trotzdem ich keinen über-vorteil hab', denn ich bin ein rechtgläubiger Jude — und schon ist das Unglück fertig, und ich werd' erschossen! Warum soll grad ich erschossen werden? Nicht einzusehen ist das! O, mein Weib! O, meine Kinder! Warum soll ich erschossen werden oder gar noch aufgehängt, wo ich doch nie was Unrechtes getan hab'? Ich hab' Gott geehrt und den Kaiser geehrt und die Herren Offiziere geehrt und die Obrigkeit respektiert und bin ein Patriot! Nur wegen der Bauern soll mir das geschehen, für die ich, Gott weiß es, nicht einstehe kann? — O—o—o, ei—ei—ei—ei!“

Und wieder ging das wunderliche Heulen in Notizen und Diphthongen an, dem das Weinen, Jammern und Klagen sogleich folgten. Wieder warf sich der geängstigte Greis mit seinem Sabbathkappen in den Staub, kroch zu mir und umfaßte flehend meine Knie. Es war mir schrecklich! Ich sah, daß des alten Mannes Angst ungeheuerlich war, ebenso auch die seiner Sippe. Schweiß und Tränen flossen über sein verstaubtes, durchfurchtes, bleiches Antlitz. Er erbarmte mich, aber ich konnte ihm nicht helfen, mußte entsprechend meiner Vorschrift handeln. Zu seiner Beruhigung wählte ich auch aus der Bauernschaft einige der angesehensten Männer als Geiseln aus und ließ den übrigen Bauern unmißverständlich und nachhaltig die Gefahren einer widerständigen oder sonst unkorrekten Haltung für sie deutlich machen.

Nach einigen Tagen verließen wir den Ort. Es hatte alles geklappt, und ich war wirklich froh darüber, daß ich den Judenältesten, der sich während der übrigen Zeit fromm ergeben verhalten hatte, freilassen durfte. Er dankte überaus herzlich und spendete der Feldküche einige Gänse und viele Laib Brot. Vor unserem Ausmarsch trat der Alte auf mich zu und bat:

„Darf ich Ihnen die Hand drücken?“  
„Ja, gewiß; aber warum wollen Sie das?“  
„Herr Offizier, Sie haben mich nicht ... geschlagen! Dafür möcht' ich Ihnen danken. Ich bin nämlich ... einmal schon ... vor kurzem erst ... von einem russischen Offizier geschlagen und ... getreten ... und angespußt worden. Ihm möge Gott verzeihen, ich kann's nicht; aber Ihnen möge Gott lohnen, weil ich auch das nicht kann.“

Ich kann's nicht sagen, wie ergriffen ich mich damals fühlte, als mir der alte, verachtete, mißhandelte Jude das sagte und dabei die Hand drückte; aber ich weiß, daß das Erlebnis zu den wertvollsten gehört, die ich im Felde bisher hatte.

#### Rosafenjuffiz.

Aus dem Feldpostbrief eines Regimentsarztes.  
Ein tragisches Ereignis, dessen Augenzeuge ich gewesen, veranlaßt mich, einen freien Augenblick zu benützen, um Ihnen folgenden traurigen Fall russischer „Justiz“ zu Ihrer Kenntnis zu bringen. Zu besserem Verständnis schicke ich eine persönliche Bemerkung voraus: Ich bin einem Feldspital zugeteilt und seit 13. August ununterbrochen im Felde. Viel Leid hatte ich Gelegenheit zu sehen,

## Vor einem Jahre in Lodz.

Aus einem Kriegstagebuch.  
(Fortsetzung.)

24. November. Wie doch die politischen Leidenschaftlichkeiten alle Grundlagen des Urteils verschieben! Die polnische Bevölkerung, die über den Sieg der Russen frohlockt, hält die deutsche Armee für vernichtend geschlagen. Allerlei Reporterweisheit über Vernichtung eines ganzen deutschen Korps, Eroberung von über hundert deutschen Geschützen, verdrängt mit geschäftigen Erklärungen, macht sich breit. Da überraschte mich heute früh die Neuherung eines alten deutschen Wehlers aus unserem Dorf. Er meinte zuversichtlich: „Die (Deutschen), die kommen wieder. In einer Woche, und wenn es lange dauert in zwei Wochen, sind sie wieder hier!“

Die große Frage des Tages ist in Lodz die Verwundetenfürsorge. Die mangelhafte russische Organisation zeigt sich wieder einmal in ihrer vollen Größe! Auch der noch hier weilende Gutschlow, der Bevollmächtigte des Roten Kreuzes, der alles mögliche tut, kann fehlendes nicht ersetzen. In Lodz fehlt es an Ärzten und gesüchtetem Pflegepersonal. Sehr schlimm ergeht es den deutschen Verwundeten, die von den deutschen Truppen auf ihrem eiligen Rückzuge von Rzgów zurückgelassen wurden. Sie werden vernachlässigt. Deutsche Frauen und Mädchen, die mit Nahrungsmitteln in die Kapazette gehen, suchen sich ihnen zu nähern und die bescheidenen Wünsche der Verwundeten zu erfüllen.

Unsere Landesknechte, die mit ihren Pferden zu Vorkampfdiensten geschleppt werden, geht es immer ärger. Ein junger Nachbar kam heute nach achtstündiger Abwesenheit zurück. Er und seine Pferde sind unterwegs dem Hungertode ausgezehrt gewesen. Mit dem russischen Militär zieht überall der Hunger ein.

Wir haben nun Tag für Tag Einquartierung Meistens Kolonnen Die Anordnung in Haus und Hof wird immer größer. Am einer Verklauung unserer Wohnung zu steuern, wird nach dem Abzug einer jeden Einquartierung eine Generalräuberung der Küche vorgenommen. — In unserem Stall liegt seit einigen Tagen ein gefallenes Pferd. Der Abdecker kann es nicht wegholen, da er

in der Stadt in Anspruch genommen ist. Auf der Chaussee zwischen Last und Pabianice will man gegen sechzig gefallene, zum Teil noch lebende Pferde, denen der Gnadenschuß versagt blieb, gezählt haben.

Tagsüber war starker Kanonendonner aus den Richtungen Ost und Konstantinow zu hören. Ein Hope gab die Erklärung, daß eine deutsche Division sich in einem Walde „versteckt“ halte. Der Wald werde nun von den Russen beschossen.

25. November. Die deutschen Truppen haben auf ihrem Rückzug von Rzgów, der sie über Kolujski nach Brzeziny geführt haben soll, ihre Toten auf der von den Russen unter großen Verlusten erkämpften Anhöhe bei Rzgów zurückgelassen. Mit einem Nachbar besuchte ich heute das Leichensfeld. Wir besichtigten zunächst den breiten, gut gedeckten und mit allen möglichen (aus den verlassenen Häusern geholten) Gegenständen versehenen Schützengraben hinter unserm Dorfe, in dessen Nähe sich eine Anzahl Trichter von krepiereten Geschossen befinden. In der Nähe des Grabens stoßen wir auf eine Erdhöhle, in der sich während der Kampftage die Bewohner der anliegenden Wiesenhäuser aufhielten. Vor Gatti zieht sich das Füllhorn Her. Am Ufer entlang und hinter den Häusern des Dorfes befinden sich flache, rasch ausgeworfene Schützengraben. Hier setzten sich die Russen vor ihrem Angriff fest. So geht es die Dorfstraße entlang bis zu ihrer Mündung in die Chaussee Ruda—Rzgów. Auch am Fuße des Hügels sind niedrige russische Gräben. Ich vergegenwärtige mir die einzelnen Phasen des Nachtkampes, der sich so nahe unserem Heime abspielte. Man sagt uns, daß die Russen dreimal zum Angriff ansetzten, bevor es ihrer Uebermacht gelang, den Hügel zu erklimmen. Auf halber Höhe beginnen die deutschen Gräben. Sie sind sauber, mit der von den Russen so oft bespöttelten deutschen „Akuratse“ und mit all der Liebe und dem Ordnungssinn, den nur der Deutsche in eine Sache legen kann, im sandigen Boden abgestochen. Besonders fallen die Sitzbänke aus Sand auf. Die vorderen Gräben sind für zwei und drei Beobachter bestimmt. Die hinteren ziehen sich in langen Reihen hin. Auf der Spitze des Hügels ist der Boden angewölft. Ein Doppelposten unterlag uns den weiteren Aufstieg. Andere Besucher des Feldes wollen erfahren haben, daß ein zerschossenes Geschütz und einige Granaten oben bewacht werden. Rechts beginnt eine lange Reihe

Schützengräben. Wir stoßen auf die ersten Leichen ... Furchtbar muß das Ringen gewesen sein. Man findet die toten Krieger in allen Stellungen. Einzelne und in Gruppen. Hier liegt einer auf dem Rücken, die Hände gegen die auf ihn gezückte feindliche Waffe verhaltend. Immer, wenn ich mich niederbeuge, befürchte ich, ein bekanntes Gesicht zu finden. Hier der schwarze Wollkopf mit den trotzig aufgeworfenen Lippen erinnert mich an einen Bekannten. Die meisten Leichen sind nicht unberührt geblieben. Russische Soldaten und Raubgesindel aus Stadt und Land haben die Gefallenen um den Inhalt ihrer Taschen beraubt und Stiefel, einzelnen sogar Hüfen und Strümpfe heruntergezogen. Man hat den Armen, die einen ehrlichen Soldatenod gestorben sind, noch nicht die Grabruhe gegönnt. Es zuckt einem in der Hand, wenn man Neuherungen der feindseligen Landbevölkerung hört, wie: „Sollen sie doch liegen; die Raben können sie ja verpeilen!“ Ein deutscher Lehrer erzählte mir, wie er bei einem Gang über das Schlachtfeld einen Gefallenen fand, dessen Ringfinger von der Hand getrennt war. Und die Hand war aufgeschwollen. Ein Zeichen, daß die Bestialität an einem noch Lebenden vollbracht wurde. Ein anderer Deutscher, der in der Nähe des Kampffeldes wohnt, hatte vorgestern Gelegenheit, eine Anzahl Briefe zu sammeln, die die Leichentäuber als wertvolles Gut beiseite geworfen hatten. Er hat die Briefe an sich genommen, um später den Briefschreibern Nachricht über das Schicksal ihrer Angehörigen zu geben. Die gefallenen Russen sind bereits beerdigt.

26. November. Zu den sonstigen Nöten, die unsere Stadt betroffen haben, gehört auch die Fürsorge für die Heimatlosen, die infolge der Kämpfe ihre Heimstätten verlassen mußten. Unsere Bürgerschaft bringt große Opfer.

Aus der Nachbarschaft wird uns wieder eine der vielen Begebenheiten zugetragen, die als „schmerzliche“ Züge, Randverzerrungen zu der künftigen wahrheitsgemäßen Schilderung der Kriegereignisse abgegeben werden. Der deutsche Verwalter eines Gutes wird des Kriegsverrats beschuldigt, weil die russische Einquartierung durch einige zerschießere deutsche Geschosse große Verluste hatte. Er — und nicht etwa seine Dienstknechte — muß für die Gefallenen Gräber aus-schaufeln. Als er fertig ist, wird ihm gesagt: „Und nun dein eigener







höchste Friedensarbeit durch Schaffung von Ordnung und Verbreitung von Bildung und sonstiger Kultur.

Andere Herren erwähnten die weise Mäßigung der deutschen Truppen während der Belagerung von Lodz, denen es ein Leichtes gewesen wäre, Lodz in Trümmer zu schießen oder in Flammen aufgehen zu lassen.

Auch der im deutschen und russischen Heer kämpfenden Soldaten, die in treuer Pflichterfüllung den Heldentod starben, wurde ehrend gedacht.

Musikalische und andere Darbietungen verschönten den Abend. Besonders reich wurde Frau Delsner für einige recht stimmungswohl zu Gehör gebrachte Liedervorträge zuteil.

Die Stimmung der Festteilnehmer war während des ganzen Abends ernst und würdevoll.

Die Vorarbeiten für die Gründung eines Bundes der Deutschen in Polen.

nehmen ihren Fortgang. Einige Herren des gewählten vorbereitenden Ausschusses haben die Sitzungen des Bundes ausgearbeitet, die am kommenden Mittwoch abend letztmalig beraten, angenommen und dann der Behörde zur Bestätigung vorgelegt werden sollen.

Vortrag: Ein Charakterbild des Antonius.

Götternaturen, Sonnensöhne sind es, die in den klassischen Werken der Dichter uns als Heldengestalten vorgeführt werden. Doch sucht der Dichter nicht immer die Idealgestalten den Menschen in ihrer Vorzüglichkeit zu zeigen, um ein bleibendes Beispiel zu geben, sondern er fühlt sich zuweilen durch die psychologische Tatsache, daß gerade das Widerwärtige an einem genial veranlagten Menschen besonders abstoßend wirkt, veranlaßt, auch Naturen zu zeichnen, die trotz ihrer Genialität mit allen Schwächen gewöhnlicher Sterblicher belastet, ihrer Bestimmung untreu werden und im Strudel des gewöhnlichen Erlebens erliegen.

an den Wendepunkten seines Lebens zutage, und zwar am Todestage Cäsars, wo er seine Feigheit und Unentschiedenheit großen Ideen und Ereignissen gegenüber zeigt, am Hoflager zu Tarsus, am Tage, wo die ägyptische Königin durch ihren Liebreiz seine Sinne berückt und er ein Sinnenmensch wird, ein Sklave seiner Leidenschaft, und bei Aktium, wo er seine geniale Natur verleugnet, sein Heer verläßt und Kleopatra nachheilt.

Kleine Notizen.

Eine neue deutsche Lehranstalt.

Zur Zeit des Herbstschulbeginns veranlaßten uns die Bestrebungen gewisser Kreise, zwei Mittelschulen zu polonisieren und der sich fühlbar machende, von deutschen Eltern beklagte Mangel an deutschen höheren Lehranstalten, des öfteren, Schulfragen zu berühren. Wie uns mitgeteilt wird, und auch aus dem Inseratenteil der Zeitungen ersichtlich ist, wird nun mit Genehmigung der Schulbehörden an der Langestraße 90 ein Deutsches Knaben-Programm eröffnet, in dem nach dem Programm des Deutschen Gymnasiums in Lodz unterrichtet werden soll.

Spenden. Für die heldenmütige alte Frau, die während der vorjährigen Kämpfe um Lodz im Keller einer Villa in Rogo unter steter Lebensgefahr neun Verwundete tagelang pflegte, sind zum Zeichen der Ehrung eingelaufen: von Herrn Th. Buchholz, Babianice 5 ABl., von Herrn E. 1 ABl., durch Herrn R. 50 Kopfen. Weitere Spenden werden entgegengenommen.

Deutsches Theater.

Der Schwank von Eugen Burg und Louis Lauffstein „Herzschastlicher Dienersgesuch“, der am Sonntag zum ersten Mal, nach mehrtägiger Abwesenheit unseres Theaterensembles, das ein Gastspiel in Warschau gab, am „literarischen“ Donnerstag aber zum zweiten Mal aufgeführt wurde, ist ein Schwank wie andere Schwänke mehr. Er erfreut sich der Gunst des deutschen Publikums vor allem wohl deshalb, weil er „zeitgemäß“ ist: ein Badsisch deutschtümelnd, einem lockeren Vogel wird durch die Einberufung aus einer bösen Klemme geholfen.

er nicht weiß, wie er der unangenehmen Situation enttrinnen soll, um nicht alle Brücken zwischen seiner Angebeteten und sich abzubauen, läßt er sich engagieren, macht da natürlich allerlei vermeintliche und unvermeidliche Dummheiten, bis der böse Zufall es will, daß der Vater seiner Angebeteten seine (Frigens) Erbtante heiraten will und ins Haus bringt. Nach allerlei mehr oder weniger geschickt arrangierten, zum Teil recht humorvollen Zwischenfällen stellt sich Frig Stauffens Missetat heraus und es muß unbedingt die Einberufung kommen. Während seiner Abwesenheit erlangt er die Verzeihung der Erbtante, die „dem Zuge der Zeit folgend“, einem Feldgrauen nichts Böses nachtragen kann, und das Schicksal fügt, oder vielmehr die Verfasser des Schwanks fügen es, daß Frig ausgerechnet als Burche des Obersten, des Schwagers seiner Geliebten, in das Haus seiner Missetat zu Urlaub kommt, wo nach einigen Verblüffungen natürlich — die Verlobung erfolgt. Das ist eigentlich alles. Gefällt aber in Berlin außerordentlich und entspricht auch dem Geschmack der Lodzer.

Die Aufführung gewann durch das flotte Spiel des Direktors Walter W a s s e r m a n n, der den lebendigen und berebten Frig Stauffen köstlich frisch und übermütig gab. Käthe S a n d e n machte die eigentlich etwas gewalttätige Deutscherzeugung des Badsisches überzeugend und siegte im Uebrigen wie sonst durch ihre reichen Gaben jugendlicher Anmut. Margarete S a a g e n als hypervornehme Konstantine v. Kune fand Gelegenheit, ihrem Talent zum Charakterisieren und Karikieren die Fingel schiefen zu lassen. Die übrigen Mitspieler, Maria v. C o b u r g als Oberstin, Walter S a n e r als etwas verwildertes, aus dem Felde kommendes Oberst, Bernhard R o s e n, der ältliche Liebhaber, der die abelig ruinenhafte Konstantine trotz ihrer Vornehmheit und ihres Geldes heimzuführen will, Lotte D i e n e r als Dienstmädchen, Ludwig G ü t t e r als klotternder Burche und Waldemar S e i n z e als Stellenvermittler fügten sich prächtig ein. Die Theatergemeinde, die zahlreich versammelt war, lachte nicht mit Beifall.

Vermischtes.

Im Verlage von Georg Müller, München, ist soeben erschienen:

„Mit der fliegenden Division“, Eindrücke eines Batterieführers auf drei Kriegsschauplätzen von Carl Hagemann. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—. (Weitere Besprechung vorbehalten.)

Goethe und Deutschlands Schicksalsstunde.

Den Gesprächen Ludens mit Goethe, die 1847 erschienen und unter dem Titel: „Goethe über Deutschlands Zukunft — Das Faustgespräch“ nach beinahe 70 Jahren zum ersten Mal als selbständiges Buch vom Verlag Curtius, Berlin, neu veröffentlicht werden, entnehmen wir nachfolgende Worte Goethes, die den für manchen überraschenden Beweis von Goethes Liebe zu seinem Volke und seinem prophetischen Glauben an die Zukunft der Deutschen geben wird: „Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reben, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszu sehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe, hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin vorausstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Größter Treffer eventuell Eine Million Mark. Die Gewinne garantiert der Staat. Einladung zur Beteiligung an den Gewinn-Chancen der vom Staate Hamburg garantierten grossen Geld-Lotterie, in welcher 13 Millionen 731,000 Mark sicher gewonnen werden müssen. Gemäss neuerlichen Beschlüssen einer hohen Regierung ist diese Lotterie durch Kapitalvergrößerung erheblich verbessert worden, indem durchschnittlich fast alle Gewinne eine Erhöhung von etwa 40 Prozent ihres bisherigen Wertes erfahren haben, sodass keine Lotterie der Welt derartig glänzende Chancen bietet.

Eine dringende Bitte an die Glaubensgenossen! In letzter Zeit melden sich bei mir sehr viele Jungfrauen, Frauen und Witwen, die unter Tränen um Beschäftigung bitten. Wollig machlos steht man dem Massenandrang des Elends gegenüber. Und doch könnte vielen geholfen werden, wenn die begüterten Gemeindeglieder folgende Bitte beachten wollten: Sollte jemand eine Verkäuferin, Bonne, Nähterin, Dienstmädchen, Wäscherin, Aufwärtlerin, Stubenmädchen und so weiter nötig haben, bitte es im St. Marthasaal, Petrilauer 279, vormittags 10 Uhr, (täglich) bei mir anmelden zu wollen.

Demnächst erscheint im 37. Jahrgang „Der Hausfreund“ Volkskalender 1916 zum Preise von 30 Pfennig. Der Kalender ist zu haben: In Lodz: bei Manlius u. Hessen, Panstraße, Nr. 87, in der Buchhandlung J. Winkopf, Petrilauer Straße Nr. 163. In Warschau: in der Buchhandlung von W. Mietke, Spulna-Straße Nr. 10. Bestellungen werden jetzt schon dort entgegengenommen. Wiederverkäufer erhalten Rabatt. Bestellungen vermittelt auch die Geschäftsstelle dieses Blattes.

Mit behördlicher Erlaubnis wird in Lodz an der Langestraße (Bluga) Nr. 90 ein Deutsches Knabenprogymnasium mit deutscher Unterrichtssprache und dem Programm des hiesigen deutschen Gymnasiums eröffnet. Anmeldungen von Schülern werden täglich von 10—12 und von 2—4 Uhr nachmittags entgegengenommen.

E. A. Jende, Lodz, Nawrojska-Str. 19, empfiehlt zum bevorstehenden Weihnachtsfeste: Ia. Honigluchen, echte Basler Leckerli, Schweizer Schokolade und Teegebäck, Dessert-Schokolade, Bakalien, verschiedene Fruchtarmeladen, echten Bienenhonig, Echte Petersburger Landrin. Kunsthonig der Firma K. Schröder, Breslau in bekannter Güte. Schröders Breslauer Honigpulver en gros und en detail.

Nach dem Kriege Beedigtet Dolmetscher des Kaiserl. Bezirksamtes Lodz, Heinrich Zirkler, Widzewska-Str. Nr. 103, empfiehlt sich zur Anfertigung von Uebersetzungen.